

Freie Universität Berlin, 26. und 27. Juni 2009

Symposium "Technik mit Methode – Methode mit Technik"

"Paper, Pencil and Rubber" – Einige wissenssoziologische Bemerkungen zur Rolle von Erhebungs- und Auswertungsapparaten für die qualitative Sozialforschung

Bernt Schnettler

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

wenn zum Abschluss nun ein Religionssoziologe Bemerkungen über Technik und Sozialforschung beisteuert, so ist das von den Organisatoren nicht als Slapstick gedacht. Zwar liegen kulturgeschichtlich Magie, Zauberei und Technik mitunter nicht so weit auseinander – die moderne qualitative Sozialforschung interessiert dieser Zusammenhang aber vermutlich kaum. Ebenso wenig soll der Ritualismus, mit dem bestimmte Verfahren angewandt und in den Rang seligmachender Erkenntniswerkzeuge erhoben werden, hier kein Thema sein.

Die Bitte an mich, etwas zu diesem Symposium beizutragen, ist wohl eher von der Erwartung motiviert, ich könne einige eher allgemeine und – üblicherweise – distanzierte, aber nicht gänzlich inkompetente Beobachtungen zur Rolle von Technik in der qualitativen Sozialforschung *aus wissenssoziologischer Perspektive* beisteuern.

Lassen Sie mich das in der gebotenen Prägnanz und mit ein wenig Überspitzung tun. Ich schicke vorweg, dass meine techniksoziologischen Kenntnisse überaus bescheiden sind und dass ich auch kein besonderer Verfechter von Auswertungstechnik bin. Ebenso wenig habe ich, anders als die geschätzten anwesenden Kollegen, keinerlei relevante Erfindung in diesem Feld vorzuweisen.

Ausdrücklich betonen muss ich, dass ich die Vorstellung, Forschung, zumal qualitative Forschung, lasse sich gewinnbringend als "informationsverarbeitendes System" (Zieglus) beschreiben, *nicht* teile, und ich glaube auch nicht an die metaphorische Redeweise von "emergierenden Informationen". Forschung ist vielmehr vor allem *Forschungshandeln*. Das heißt, Forschen ist eine immer noch wesentlich von Menschen – hoffentlich nicht gänzlich vertrottelten und besser ausgeschlafenen als ich heute – getragene, nicht ganz alltägliche und deshalb einigermaßen eigentümliche *Form des Handelns*.

Forschung als Handeln ist indes kein besonderes Merkmal *qualitativer* Methoden. Vielmehr gilt das für jede Art des Forschens ganz allgemein. Allerdings

unterscheiden sich Disziplinen und Forschungsbereiche sehr klar hinsichtlich der Instrumente, die sie einsetzen, und die sie als geeignete und als zugelassene Werkzeuge akzeptieren – Werkzeuge, welche Forschende zur Unterstützung ihrer wesentlich handelnd vollzogenen Forschungstätigkeit einsetzen dürfen.

Ich kann nicht ausführen, was es im Einzelnen bedeutet, Forschung als eine besondere Form des Handelns zu begreifen. Umgekehrt ist es wissenschaftsgeschichtlich allerdings ebenso unbestreitbar, dass bestimmte Erkenntnisse sich erst mit bestimmten neuen Instrumenten erzielen ließen. Fernrohre, Mikroskope und Kassettenrekorder sind nur einige der bekanntesten Beispiele.

Dabei sollten wir allerdings die Resultate der jüngeren empirischen Wissenschaftsforschung und die sogenannten Laborstudien nicht ignorieren. Sie zeigen – vor allem für die üblicherweise als "hart" angesehenen Naturwissenschaften – die enorme und nicht zu vernachlässigende Bedeutung *sozialer Einflüsse* auf die Forschungsergebnisse – wie etwa die Arten der Vergemeinschaftung, die Kommunikationsformen usw. Verwunderlich ist, wie wenig bislang demgegenüber die uns viel näher liegende sozialwissenschaftliche Forschungspraxis untersucht wurde (obwohl mir nun ein erstes Dissertationsvorhaben bekannt ist).

Doch zurück zur Frage der Relevanz von Technik für die qualitativen Methoden. Ich spitze mein Argument zu, indem ich behaupte: Die qualitative Sozialforschung ist im Kern *nicht* auf Technik angewiesen. Sie ist nicht auf Technik angewiesen, weil *alle* Instrumente lediglich eine *subsidiäre Rolle* spielen, denn der wesentliche Charakter qualitativer Forschung ist technikenunabhängig.

Ihre Aufgabe ist die Rekonstruktion, ihr Verfahren die sorgfältige Beobachtung, Analyse und Interpretation, und das lässt sich – nicht nur im Notfall, sondern prinzipiell – auch ohne irgendein Instrument anständig vollziehen.

Freilich sind wir spätestens dann, wenn wir die Resultate in irgendeiner Form fixieren wollen (und meistens auch schon zuvor bei der Generierung von Daten und bei deren Analyse) auf irgendwelche Hilfsmittel angewiesen – wie rudimentär auch immer. In diesem Sinne ist die Aussage des geschätzten Kollegen Christian Heath (bekanntlich einer der Pioniere avancierter interpretativer Videoanalyse) bemerkenswert. Gefragt nach dem für ihn unverzichtbaren Instrument für die Analyse antwortete Heath lakonisch: "paper, pencil and rubber".

Weiteres Nachdenken über die Unverzichtbarkeit von Bleistift und Radiergummi für die qualitative Forschung werden mir die anwesenden Kollegen wohl kaum als ernsthafte Auseinandersetzung abnehmen (obwohl Forschung sicher eher ohne Computer – auf die ich gleich zu sprechen komme – existieren könnte, als ohne Stift und Papier).

Aber ganz zweifellos wird mittlerweile auch in der qualitativen Forschung eine Reihe sehr viel avancierterer technischer Apparate eingesetzt. Apparate können ja mitunter für die Erhebung tatsächlich nützlich sein und bei der Analyse wichtige Dienste leisten. Ebenso zweifellos verändert der Einsatz *bestimmter* Aufzeichnungs- und Auswertungstechniken den Forschungsverlauf und – mehr oder weniger – die Art und Weise des Forschungsvorgehens.

Es ist nicht zu leugnen, dass heute in der qualitativen Forschung immer mehr und immer avanciertere Technik eingesetzt wird. Dabei sind es vor allem die elektronischen Apparate, namentlich der Computer, welche wachsende Bedeutung erhalten. Diese Entwicklung bleibt allerdings alles andere als folgenlos.

Lassen Sie mich damit die wohl massivste Veränderung der jüngeren Vergangenheit in den Blick nehmen: die sog. "Digitalisierung". Auch sie hebt freilich – und das ist nochmals zu betonen – die prinzipielle Subsidiarität und Instrumentalität aller Technik für das qualitative Forschungshandeln nicht auf.

Der verstärkte Einsatz von Computer und Internet besitzt einige klare Vorzüge. Neben der Erzeugung und Speicherung von Daten betrifft dies vor allem die Möglichkeit zur verteilten Analyse, den erleichterten Austausch über die Distanz, die mehr oder weniger synchrone Zusammenarbeit sowie die Präsentation von Ergebnissen und einiges mehr. Ich will das nicht vertiefen, sondern auf die dadurch erzeugten Probleme eingehen: Das wohl bedeutsamste Problem besteht in der drohende Unspezifität des Forschungshandelns.

Computerisierung birgt also nicht allein Vorzüge, sondern erzeugt ebenso neue Hindernisse. Diese reichen von der – alles andere als trivialen – Tücke eines möglichen kompletten Datenverlusts über Technikverliebtheit und eine neue Datenknechtschaft bis hin zu der wesentlich bedrohlicheren Entspezifizierung von Forschungshandeln in einer computerisierten Alltags- und Berufskultur.

Mit Entspezifizierung meine ich den Umstand, dass Computer immer stärkeren Einzug in unser *Alltagshandeln* gefunden haben. Die Techniksoziologie untersucht, wie Computereinsatz die Forschung verändert. Ein Aspekt scheint unabweisbar: eine gewisse Tendenz zur Einebnung der Differenzen verschiedener Forschungspraktiken. Obwohl zwischen den Disziplinen immer noch erhebliche Unterschiede hinsichtlich dessen bestehen, was als legitime und approbierte Methode gelten kann, so ist doch offenkundig, dass quer dazu heute in allen Disziplinen eine erheblich höhere Grundkompetenz in der Verwendung von Computertechnik vorausgesetzt wird. Das greift übrigens weit über die Wissenschaft hinaus. In der Konsequenz läuft damit wissenschaftliches Handeln in Gefahr, zunehmend unspezifischer zu werden. Das mag sogar in eine mögliche Angleichung von qualitativer und quantitativer Forschen münden. Im schlimmsten Fall droht damit eine zunehmende Verwischung, ja sogar eine Einebnung von wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Vorgehensweisen.

Es liegt dann der Versuch nahe, dieser Entwicklung durch eine Flucht in die Spezialisierung zu enttrinnen. Damit droht auf der anderen Seite jedoch ein weiteres Problem: Denn wer einen Hammer besitzt, dem geraten bekanntlich leicht alle Probleme zu Nägeln. Mit der Spezialisierung in der Verwendung und Beherrschung bestimmter Apparate für die Forschung geht die Tendenz einher, die zu bearbeitenden Probleme und beantwortbaren Fragen nur noch durch das Schlüsselloch der eigenen technischen Mittel zu betrachten.

Desweiteren ist an das zu erinnern, was Techniksoziolog/innen etwas unglücklich als "(Mit-)Handeln der Technik" bezeichnen. Das bedeutet, dass jeder Apparat bestimmte Möglichkeiten eröffnet, zugleich aber Restriktionen auferlegt. Je größer der technische Aufwand, desto höher die Anfälligkeit.

Entzaubert werden sollte schließlich ein hartnäckiger Mythos: Technik erleichtert. In der Regel trifft eher das Gegenteil zu. Die Erfahrung lehrt, dass es deshalb klug ist, die handwerklichen Grundlagen zu beherrschen, für den Fall, dass Apparate ausfallen. Wer sich auf Technik verlässt, ist meistens schnell verlassen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Zitationsvorschlag

Schnettler, Bernt (2009). "Paper, Pencil and Rubber" – Einige wissenssoziologische Bemerkungen zur Rolle von Erhebungs- und Auswertungsapparaten für die qualitative Sozialforschung. *Symposium "Technik mit Methode – Methode mit Technik", 5. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung*, 26.-27 Juni 2009. Verfügbar über: http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2009/schnettler.pdf.